

## **Gottesdienst am 09. September zum Rittertag des Johanniterordens im Johannesstift, Berlin-Spandau**

Superintendent Johannes Krug

Gnade sei mit Euch und Frieden von Gott, unserem Vater. Dem, der da ist, der da war und der da kommt. Amen.

Bis zum Mauerfall hat man hüben und heimlich auch drüben der Grenze gerne diesen Witz erzählt: Frage – „Sind die im Moskauer Kreml unsere Freunde oder unsere Brüder? Antwort: Natürlich unsere Brüder, denn Freunde kann man sich aussuchen.“

Brüder also. Da stehen sie draußen, SEINE Brüder. Sie waren mit seiner, Jesu, Mutter gekommen, höchstpersönlich. Und lassen Jesus rufen. Der Anlass ist klar: Jesu Antritt in Galiläa war, sagen wir mal: atemberaubend. Er war noch ziemlich am Anfang seines Wirkens, hatte sich aber schon in höchst zweifelhafte Gesellschaft begeben. Was er sagte und tat, lag irgendwo in der Mitte zwischen großartig und frech, war verstörend und frei. Damit war es ihm in erstaunlich kurzer Zeit beides gelungen: Menschen um sich zu scharen und Menschen, vor allem die mit Rang und Namen, gegen sich aufzubringen. Für seine Brüder und seine Mutter war klar: „Er ist von Sinnen“ (Mk 3,21). Also tun sie, was man von einer guten Familie erwarten kann: hingehen, mit ihm reden, notfalls mitnehmen, nach Hause. Ich hätte es genauso gemacht.

Sie finden ihn, natürlich nicht allein. Wieder mal steht ziemlich viel Volk um ihn herum. Also lassen Mutter und Brüder nach ihm schicken. Und dann das. Es mag für Eltern heute ein kleiner Trost sein, dass Hören und Folgeleisten jedenfalls schon damals zwei Paar Schuhe sein konnten. Allerdings ignoriert Jesus hier nicht nur den Ruf, er wählt den Affront und

einen öffentlichen noch dazu. Er lässt seine Familie nicht nur links liegen, er erklärt auch noch (und so, dass es auch alle hören können) die Umstehenden zu seinen eigentlichen, wahren Verwandten. Die Blutsverwandtschaft macht er mit einem Federstrich bedeutungslos. Und er weiß natürlich, was er tut: Verstoß gegen das vierte Gebot. Im jüdischen Denken galt die Familie als kultisch-sakrale Einheit (S. Ben-Chorin). Eine eiskalte Dusche also. Man kann sich vorstellen, wie seiner Mutter, seinen Brüdern nach dieser kalten Dusche zumute ist. „Nichts als Kummer“, wird Maria auf dem Nachhauseweg gedacht haben. Und auch für alle, die hören konnten, war spätestens jetzt klar: Jesus von Nazareth nichts für Liebhaber lauer Badetemperaturen.

Von meinem theologischen Lehrer habe ich gelernt, bei den Jesus-Geschichten vor allem auf das zu achten, was am meisten ärgert. Genau darin stecke oft die Pointe, Seine Botschaft, das Evangelium. Also versuche ich mal zu verstehen, was Jesu Familiensinn bedeuten soll. Was heißt denn: *„wer Gottes Willen tut, der ist mein Bruder und meine Schwester und meine Mutter.“*?

Es gibt wohl zwei Seiten einer Medaille. Erste Seite: Jeder kann dazugehören, die christliche Familie steht allen offen. Die zweite heißt dann allerdings: Nicht jeder gehört dazu, der einfach nur drum herumsteht. Zur Familie gehört nur, wer Gottes Willen tut. Aus der Blutsverwandtschaft macht Jesus eine Verwandtschaft derer, die nach Gottes Willen fragen. Sich zufrieden zurücklehnen kann sich damit eigentlich niemand: Mutter und Brüder nicht, weil Jesus ihnen den sicheren Status der Blutsverwandtschaft abspricht. Und auch die Umstehenden nicht, weil es jetzt ja an ihnen ist, ob sie sich nach Gottes Willen strecken und damit sich entscheidet, ob sie Teil der christlichen Familie sind oder nicht. Mal wieder hat sich Jesus mit seiner

Antwort zwischen alle Stühle gesetzt. Und ich vermute stark, dass er mit seiner Antwort genau da sitzen wollte.

Liebe Johanniter-Gemeinde, hier geht es um unsere Familiengeschichte. Wir Christen tragen seinen Namen, tragen sein Kreuz und nennen uns, ohne blutsverwandt zu sein, „Ritter-Brüder“. Wenn Gottes Willen unser Familienband ist, dann ist unsere Familiengeschichte, sagen wir mal, verzweigt. Es wäre viel zu kurz gedacht, zur Familie Jesu die Christen aller Völker zu erklären. Denn einerseits hat sich inzwischen die Einsicht durchgesetzt, dass Gottes Geist so frei ist, auch außerhalb der Kirche zu wirken. Immerhin ist damit zu rechnen, dass auch außerhalb der verfassten Kirche Menschen Gottes Willen tun. Und andererseits werden wir Christen nicht ernsthaft behaupten können, dass es uns gegeben ist, nur weil wir Christen sind, nach Gottes Willen zu leben.

Wenn es jedenfalls um den Willen Gottes geht, kann Jesu Familie keine statischer, klar sichtbarer oder genau abgrenzbare Gemeinschaft sein. Sie entsteht, wächst oder nimmt ab, verändert sich, fluktuiert, wie das wechselnde Volk, das Jesu in den Geschichten des NT umgibt.

Den Willen Gottes Tun – das bleibt auch in unserer Kirche das kritische Korrektiv. Anders als viele meinen, passt nicht alles unter der Sonne zur evangelischen Familie. Wer „evangelisch“ mit „beliebig“ übersetzt, übersieht, dass Jesu Evangelium eine streitbare Botschaft ist. Es wird Zeit, dass wir Evangelischen das Nein-Sagen wieder lernen, wir Protestanten den Protest. In der Kirche und sowieso als Christen im Außendienst.

Am besten fangen wir gleich, möglichst noch vor dem 24. September damit an und Nein sagen zu allen, die Gemeinschaft nur klein, um nicht zu sagen: kleingläubig denken. Wer heute Mauern und Gräben zwischen Völkern als

Lösung verkauft-, andere Religionsgemeinschaften pauschal verdächtigt- und sogar gut integrierte Landsleute in der Heimat ihrer Vorfahren „entsorgen“ will, hat jedenfalls nichts von dem verstanden, was am Abendland christlich ist. Für uns Christen kann das keine Alternative sein, solange wir uns nach dem nennen, der über die Blutsverwandtschaft hinaus gedacht, geglaubt und geliebt hat. Bundespräsident Gauck, gelernter Pfarrer, hat in seiner Abschiedsrede die zweite Seite der Medaille auf den Punkt gebracht: „Es zählt nicht die Herkunft, es zählt die Haltung.“

Gut acht Jahre war ich Pfarrer in der St. Marienkirche am Alexanderplatz, direkt unter dem Fernsehturm. In der Mitte von Städten findet sich dichter als anderswo Genie und Wahnsinn, Elend und Glück. In dieser Kirche wird seit jeher Sonntag für Sonntag das Abendmahl gefeiert. Und dabei gab es immer und immer wieder diesen Moment: da kommen nach vorne zusammen am Altar und reichen sich die Hand: der junge Mann, der sich die schicke Wohnung am Hackeschen Markt leisten konnte. Neben ihm einer der Gäste unserer Suppenküche, dann die hochbetagte Großmutter, die noch erzählen konnte, als Kind den Kaiser gesehen zu haben. Dann einer der Touristen, die wegen der weißen Albe wahrscheinlich dachten, sie seien in eine katholische Messe geraten. Ost-West-Süd und Nord, hell und dunkel, arm-reich, zu Tode betrübt und himmelhoch jauchzend, gläubig und Glauben suchend, krank und gesund, mit Rollator oder Schnuller: so schillernd und bunt, doch eine Familie.

Kann sein, dass jemand sagt: diese Vielfalt ist aber sehr mühsam. Dann sage ich: „das stimmt. Brüder kann man sich nicht aussuchen. Schwestern übrigens auch nicht.“ Kann sein, dass es gerade heute viele gibt, die meinen, wir Christen seien „von Sinnen“, wenn wir glauben, dass Gemeinschaft über alle Grenzen hinweg möglich ist. Dann stelle ich mir diese Szene unseres Predigttextes vor, das bunte Volk, das da herumsaß. An

das Pfingstwunder und an Paulus, den Völkerapostel. Denke an St. Marien und daran, dass wir das Reformationsjubiläum in Deutschland-, aber auch in Lateinamerika und Afrika feiern. Und siehe! Sie ist doch möglich, die große, bunte Familie. Wenn das in dieser Welt, wie sie ist, keine gute Nachricht-, kein Evangelium ist. Wenn das kein Auftrag ist für uns Johanniter. Lasst uns zu diesem Auftrag sagen: Ja. Und Amen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als all' unsere Vernunft, der bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen